

Erscheint jeden Mittwoch.  
Preis jährlich 3 Rubel  
mit Überfrachtung.

# Klemens

Adresse: Saratow, katolisch.  
seminaria, I. Крушинскому.  
oder: Saratow, типо-лит.  
Г. Х. Шельгорнъ и К<sup>о</sup>,  
д. Тилло, противъ театра.

**Inhalt.** Choral und Volksgefang.—Aus den Kolonien für die Kolonisten.—† Kanonikus Gabriel Dnoszko.—Ehre deinem Andenken, du edler Priester.—Stephan Heindel. Vom Kriegsschauplatz.—Korrespondenz.—Aus Welt und Kirche.—Allerlei.—Ankündigung.—

**Bestellungen auf den „Klemens“ werden fortwährend angenommen.**

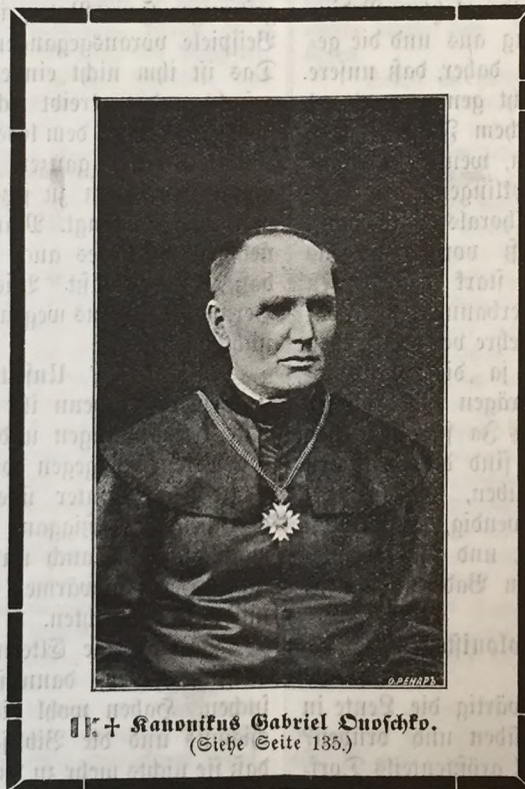
## Choral und Volksgefang.

**W**ir sollen in den Kirchen singen; dazu fordert uns die hl. Schrift in Wort und That auf. „Kommt,“ heißt es da, „lasset uns dem Herrn ein Loblied singen.“ „Singet dem Herrn alle Welt.“ Es hat denn auch immer fromme Seelen gegeben, die dem lieben Gott auch wirklich gesungen haben. Nachdem Gott die Israeliten auf eine wunderbare Weise durch das Rote Meer geführt und ihre Feinde, die Ägypter, in den Wellen desselben hat umkommen lassen, da sangen Moses und die Söhne Israels dem Herrn ein Loblied; desgleichen thaten auch die Prophetin Debora und Baruk nach der Errettung der Israeliten aus den Händen Jabin, des Königs Chanaans. Auch im Neuen Testamente mahnen die hl. Apostel oft zum Gesange. „Lehret und ermahnet einander mit Psalmen und Lobliedern und geistlichen Gesängen und singet Gott mit Dankbarkeit in euren Herzen.“ (Kol. 3, 16.) Es hat daher auch in der Kirche von Anfang an bis zur Stunde der Gebrauch bestanden, geistliche Lieder zu singen. Schon von Jesus Christus, dem Stifter der Kirche, und den Aposteln heißt es: „Nachdem sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Ölberg.“ (Matth. 26, 30.) Der liebe Gott hat demnach im alten Testamente ausdrücklich befohlen, daß sein Volk singen soll, wie wir aus den oben angeführten Schriftstellen gesehen haben; ebenso hat auch Christus, der Sohn Gottes, die hl. Apostel dazu aufgefordert. Wenn Gott etwas befehlt, so wird es gewiß etwas Gutes und Nützlichendes sein.

Worin besteht der Nutzen, welchen man vom Kirchengesang hat? Durch den Kirchengesang werden wir wieder an die vergessenen Glaubens- und Sittenlehren erinnert; durch den Kirchengesang entstehen in unserem Herzen wieder fromme Empfindungen, hl. Gefühle, Anregungen zum

Guten, Abscheu vor den Lastern, die vielleicht schon lange Jahre unsere arme Seele gefesselt halten. Denke einmal zurück an dein früheres Leben, mein lieber Leser, vielleicht bist du schon so manchesmal durch einen Gesang in der Kirche bis zu Thränen gerührt worden. Vielleicht war dies der Fall, als die Kinder zur ersten hl. Kommunion geführt wurden und dabei dem Herrn ein schönes Lied sangen oder bei einer anderen Gelegenheit, das bleibt sich gleich. Der Gesang hat eben den Vorteil, daß der Wohlklang der Mu-

sik eine besondere geheime Kraft hat, das menschliche Herz zu ergreifen, zu erheben, zu begeistern, zu rühren. Probiere es einmal selbst, mein lieber Leser! Lese für dich einmal ein Kirchenlied und laß es dir dann von einem guten Sänger vorsingen, was wird dich mehr rühren, das Lesen oder das Singen? Gewiß daß letztere. Durch den Gesang ist auch schon mancher in Not und Trübsal aufgeheitert und manche Versuchung verschucht worden. Du hast wahrscheinlich schon selbst die Erfahrung gemacht. Mir hat wenigstens eine Person aus ihrem Leben ähnliche Vorkommnisse mitgeteilt. „Bin ich traurig und niedergebeugt, und quälen mich Versuchungen, so beginne ich gleich zu singen, und die heitere Stimmung kehrt wieder zurück.“ Durch den schönen Kirchengesang ist schon manch hartes Sünderherz erschüttert worden, daß der Sünder über sein gottloses Leben nachgedacht, zu Gott umgekehrt, sich vollständig gebessert hat. Gewiß eine schöne Frucht, die der



† Kanonikus Gabriel Dnoszko.  
(Siehe Seite 135.)

Kirchengesang erzeugt. Wenn sie aber immer diese Frucht hervorbringen soll, so muß der Gesang so beschaffen sein, wie unsere hl. Mutter, die Kirche, es wünscht und verlangt. Über den Gesang, sowohl liturgischen als auch außerliturgischen liegen von seiten der Kirche die genauesten Bestimmungen vor. Bei stillen hl. Messen gestattet sie Kirchenlieder in der Volkssprache zu singen, desgleichen auch bei der Predigt, wenn sie vor oder nach dem Ante gehalten wird, und bei

anderen verschiedenen Andachten. Nur sollen diese Lieder gute, ernste und des Gotteshauses würdige Lieder sein. Der Organist, der zu Lande zu gleicher Zeit auch Chordirigent ist, wird daher auch bestrebt sein, den Volksgefang nach Kräften zu pflegen. Er wird sich eine Sammlung solcher Lieder anschaffen. Er wird auch schon bei der Schuljugend große Sorgfalt auf die Pflege des Kirchengesanges verwenden, besonders auch darauf, daß die Kinder im richtigen Geiste singen, und so auch einen Nutzen daraus ziehen. Bei rein liturgischen Handlungen, wie bei Antern und Prozessionen, darf nur die Kirchensprache gebraucht werden. Das gilt sowohl für den celebrierenden Priester, wie auch für den Chor. Die Kirchensprache ist aber die lateinische. Wie nun die lateinische Sprache die Sprache der Kirche ist, so ist der gregorianische Choral der Gesang der Kirche. Diese einstimmigen, rein melodischen, harmonielosen Gesänge sind teils aus der jüdischen Kirche herübergenommen, teils durch Papst Gregor den Großen geschaffen, größtenteils aber nur gesammelt und bearbeitet. Daher trägt er auch seinen Namen. Von diesem Gesänge schreibt Papst Benedikt XIV.: „Dieser Gesang ist es, der die Gemüter der Gläubigen zur Andacht und Frömmigkeit anregt; der, wenn er richtig gesungen, von den frommen Menschen lieber gehört und den anderen mit Recht vorgezogen wird.“ Leider fehlt es zu oft an der letzten Bedingung, daher bleibt auch die gute Wirkung aus und die gegenseitige wird erzeugt. Das kommt nun daher, daß unsere Herren Organisten mit dem Choral nicht genug vertraut sind, oder vielleicht mit ihm auf feindlichem Fuße stehen. Es wird hiezu erst dann besser werden, wenn ein richtiger Choral von mehreren Chören herabklingen wird. Der tatsächliche Beweis der Schönheit des Chorals wird dann jegliche Vorurteile verschwinden. Das muß vorderhand das Streben aller sein. Andererseits wäre es stark gefehlt, den Volksgefang ganz aus der Kirche zu verbannen, weil dadurch ein gutes Stück aus der Glaubenslehre verloren gehen würde. In den Kirchenliedern kommen ja die Glaubens- und Sittenlehren zum Ausdruck und prägen sich dadurch tief dem Gedächtnisse der Gläubigen ein. Ja für viele unserer Deutschen, die nicht lesen können, sind die deutschen Kirchenlieder eine solche Stütze im Glauben, wie die Gebetsformeln. Es ist somit geradezu notwendig, den Volksgefang beizubehalten, wo es gestattet ist, und ihn zu pflegen, damit man das Kind nicht mit dem Bade ausschütte.

#### Aus den Kolonien für die Kolonisten.

Welche Beschäftigung haben gegenwärtig die Leute in den Dörfern an der Wolga hüben und drüben? Nun, die Klemensleser, die wohl größtenteils Dorfbewohner sein dürften, werden es schon wissen, ohne daß man es ihnen erst zu sagen braucht, denn sie sehen's ja mit eigenen Augen, daß der Bauer hier im Winter seine Freimonate hält. Und lustig geht's da zu! Besonders machen sich die ledigen Burschen den von fast aller Arbeit freien Winter zu nutze oder besser gesagt, gebrauchen sie denselben so recht zum Verderben ihrer unsterblichen Seele. Gerade in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, steht unweit von meiner Behausung eine Anzahl wilder Burschen und Mädchen und musizieren und trippeln in einem fort.

Jetzt verstummen sie wahrscheinlich ist ihnen der Odem ausgegangen oder doch die Füße kalt geworden und retirieren sich in eine Stube. Die jaubere Frau Wirtin muß sich schon gefallen lassen, daß die Buben Schnee und Schmutz in Hülle und Fülle mit ins Zimmer schleppen. Sie wird übrigens nichts dagegen haben, daß die Gäste ohne alle Erlaubnis zu ihr oder vielmehr zu ihrer Tochter gekommen sind. Den Schnee und Schmutz hat die ehrsame Hausfrau wohl nicht gern, aber recht ist's ihr doch, daß die Buben kamen, und sie recht ordentlich den Hals, daß ihre hübsche Maid und ihr Liebling so viel ledigen Besuch bekommen hat!

Welche unflätige Reden aber von den Gassenbuben geführt werden, ist kein Geheimnis. Sagte mir doch ein Jüngling aus dem verdorbenen Amerika, daß ein anständiger Mensch sich bei einer solchen Bande loser Brügel nicht aufhalten kann. Ich hätte schon oft gern den Prügel erhascht und die abscheulichen Buben von dannen gejagt, habe mich aber immer wieder besonnen, und zwar aus dem Grunde, weil es doch nichts geholfen hätte.

Und ist's wohl dem jungen und lustigen Volke zu verdenken, daß sie des Abends nicht zu Hause bleiben wollen? Was sollen sie denn daheim thun? etwa mitzugucken, wie die Mutter flickt und die Schwester strickt? Und der gestrenge Herr Vater, ist er wohl dem Sohne mit gutem Beispiele vorausgegangen und hübsch zu Hause geblieben? Das ist ihm nicht eingefallen. Er hat sich eine Gesellschaft gesucht und vertreibt sich den langen Abend durch Kartenspiel. Und ihm, dem lebenslustigen Jungen wollen die Alten zumuten, einen ganzen Abend ohne jegliche Beschäftigung hinter dem Ofen zu sitzen? Das wäre in der That zu viel von ihm verlangt. Man kann es ihm darum nicht übel nehmen, wenn es auch ihn zur Gesellschaft treibt, und er daß Haus verläßt. Wie oft ist er schon seines nächtlichen Herumschwärmens wegen durchgebleut worden, und es hat doch nichts geholfen!

Von dieser Unsitte kann die Jugend nur dann geheilt werden, wenn ihr Arbeit in die Hände gegeben wird. Alle Ermahnungen und Strafen der Eltern, alles Predigen der Priester dagegen wird vergebens sein, wenn die jungen Leute den Winter über keine Beschäftigung haben. Der herrschende Müßiggang hat nicht nur die Leute arm gemacht, sondern auch unsere Jugend verdorben. Das nächtliche Herumschwärmen ist als erste Frucht dieser Hauptsünde zu betrachten.

Wollen die Eltern ihre Kinder des Abends unter ihrer Aufsicht haben, dann sollen sie eine Arbeit für dieselben suchen. Haben wohl die Jungen und Mädchen den Katechismus und die Biblische Geschichte immer so gut gelernt, daß sie nichts mehr zu wiederholen brauchen? Das wäre schon eine sehr nützliche Beschäftigung; aus der Legende oder dem Leben und Leiden Christi vorlesen, wäre eine andere. Sind in mancher Familie diese Bücher nicht vorhanden, und ist dieselbe arm, nun so mag eine andere Arbeit ausfindig gemacht werden für die Herumläufer, über deren Bosheiten, die sie des Abends außerhalb des väterlichen Hauses anstellen, auch die Eltern von Gott zur Rechenschaft gezogen werden, weil sie die Pflicht haben, über ihre Kinder zu wachen und vor Verführungen zu schützen. Welch ein gefährliches Wort es aber ist: Jugend ohne Arbeit! — dar-

über hätte die Eltern wahrlich schon längst das Sprichwort belehren können, das da lautet: Müßiggang ist aller Laster Anfang!

Barone Sempre da Pertutto.

**Kanonikus Gabriel Dnoschko.**

**D**er bittere Tod hat sicher keinen Grund, über eine schlechte Ernte in unserer Diözese im verfloßenen Jahre zu klagen. Hat er uns doch elf Arbeiter aus dem Weinberg des Herrn hinübergeholt. Fünf lateinische und sechs armenische Priester<sup>1)</sup> haben ihm ihren Tribut zahlen müssen. Noch kurz vor Neujahr hat er dem Pfarrverweser Georg Dehandt den Lebensfaden abgeschnitten. Das Totenverzeichnis dahingegangener Priester in unserem Kirchenkalender ist wohl noch nie so groß gewesen wie heuer. Ihre Namen stehen nicht einmal alle darin, weil ihr Abscheiden erfolgte, als das Verzeichnis bereits gedruckt war. Zu diesen gehört auch Kanonikus Gabriel Dnoschko, dessen hier in wenigen Zeilen gedacht werden soll.

Kanonikus Gabriel Dnoschko, aus einer adeligen Familie im Gouvernement Warschau, erblickte das Licht der Welt im Jahre 1820. Seit 1833 zählte er zu den Schülern des Gymnasiums in Warschau, vertauschte aber vier Jahre darauf diese Lehranstalt mit dem Priesterseminar in Mohilew. Sein Fleiß blieb hinter den ausgezeichneten Fähigkeiten nicht zurück, so daß der junge Kleriker zur weiteren Ausbildung in den Wissenschaften im Jahre 1840 mit den besten Hoffnungen in die römisch-katholische Akademie in Petersburg aufgenommen werden konnte. In vier Jahren hatte er den Lehrkursus absolviert. Die wissenschaftliche Abhandlung, welche er in lateinischer und russischer Sprache zur Erwerbung des Magistergrades verfaßte, wurde von der Konferenz für gut befunden, und der Autor dafür mit dem Grad eines Magister der Theologie am 26. Juni 1844 geehrt. Erst das Jahr darauf (26. Oktober 1845) empfing er die Priesterweihe vom Bischof Ziwinsky. Sein erstes Amt war die Stelle des Dompredigers in der Erz-kathedrale zu versehen; auch wurde er zum Ceremonienmeister für ebendasselbst ernannt. Zehn Jahre war er in der Seelsorge thätig gewesen (1846—1856), als er in unsere Diözese überging. Bischof Helanus Kahn ernannte ihn zum Mansionarius und zum Assessor des Konfistoriums, in welchen Ämtern er auch vom Ministerium bestätigt wurde. Laut dem Allerhöchsten Manifeste vom 26. August 1856 erhielt er eine Medaille und Kreuz als Erinnerung an den Sewastopelkrieg. Vom Diözesanbischof zum Ehrenkanonikus befördert, erhielt er ein weites Arbeitsfeld dadurch zugewiesen, daß er mit der Professur am Seminar in Saratow betraut wurde. (1857) Dieser aufstrengenden Arbeit widmete er sich mit der größten Pünktlichkeit, so daß seine gewesenen Schüler heute noch mit Dankbarkeit sich daran erinnern. In demselben Jahre wurde er auch noch zum Kathedralkanonikus befördert. Fünf Jahre (1857—1861) war er auch unentgeltlich Religionslehrer am Saratower Gymnasium. Seine Thätigkeit am Seminar währte bis zum 3. Februar 1865. Da mußte er seinen so lieb gewonnenen Wirkungskreis verlassen und nach Mohilew übersiedeln. Vierunddreißig Jahre hat er hier in aller Stille zugebracht. Das Tiraspoler Seminar war ihm unvergänglich geworden. Er sprach davon nie anders als mit großer Hochachtung. Stets stellte er es als Muster für andere auf. Auch nach seinem Tode sollte das Andenken an ihn nicht schwinden, deshalb bedachte er in seinem Testamente das Seminar mit einem Legat von 12,000 Rubeln. Die Zinsen hievon sollten für ein Stipendium

<sup>1)</sup> Lateinischen Ritus: 1. Anton Radtschewsky. 2. Georg Meyer. 3. Alexander Boos. 4. Gabriel Dnoschko. 5. Georg Dehandt. Armenischen: 1. Gregor Sechpofow. 2. Peter Agoschew. 3. Abraham Nachapetow. 4. Johann Awagaturwoin. 5. Afop Dgansow. 6. Simon Balachow. In den letzten elf Jahren (1888—1898) haben 44 Priester unserer Diözese das Zeitliche gesegnet, die sich auf die einzelnen Jahre verteilen, wie folgt.

Latein. Rit.	Jahr.	Arm. Rit.	Latein. Rit.	Jahr.	Arm. Rit.
3	1888	3	4	1894	2
2	1889	—	4	1895	1
1	1890	1	2	1896	3
5	1891	3	—	1897	—
1	1892	3	2	1898	1
3	1893	—			
		27		17=44	

Außerdem sind in dieser Zeit noch zwei Subdiakonen gestorben.

verwendet werden, und zwar für einen Jüngling Dnoschko, falls ein solcher im Seminar sein würde, wenn nicht, dann für einen anderen. Er war hiebei sehr vorsichtig, und doch ist jetzt ein Zwischenfall eingetreten, dessen Ausgang noch nicht vorhergesehen werden kann; denn das Testament ist, wie bekannt aus der vorigen Nummer, verloren gegangen. Wäre es notariell verfaßt, dann würden keine Schwierigkeiten bestehen, so aber ist nur die Ergänzung dazu, in welcher der Herr Pfarrer Schembet als Testamentsvollstrecker eingesetzt wird, beim Notar abgefaßt. Wie die Geschichte auch ausfallen mag, Kanonikus Dnoschko hat bewiesen daß er unser Seminar schätzte, und dafür verdient er großen Dank. Gott verleihe ihm die ewige Ruhe!

**Ehre deinem Andenken, du edler Priester!**

**I**m Anschlusse an die Zeilen, welche der „Klemens“ in № 15. u. 16. dem Andenken des verstorbenen Kathedralkanonikus P. N. Boos gewidmet hat, bringen wir nachstehend einiges aus dem Artikel, in welchem H. Joseph Gomulicki die rege und unermüdete Thätigkeit seines dahingegangenen Pfarrers rühmlich hervorhebt, und welchen er in dem polnischen Wochenblatt „Katholische Umschau“ № 2. veröffentlicht hat.

H. Gomulicki schreibt unter anderem folgendes: Der frühzeitige und so unerwartete Tod dieses höchst edlen und gottesfürchtigen Priesters machte in Mitte der ihn liebenden Rischmewer Pfarrfinder einen ungewöhnlichen Eindruck, indem er alle in einen Abgrund von Trauer und Leid versenkte. Und das mit vollem Rechte. Denn die Thätigkeit des Verstorbenen in Rischmewer war eine ununterbrochene Kette von Sorgen und Mühen, welche einzig das Wohl der ihm anvertrauten Pfarrei beabsichtigten.

Selbst im höchsten Grade uneigennützig, wohlthätig und schnell zur allseitigen Aushilfe, sorgte er unermüdetlich für die Ehre des Hauses Gottes, und der Eifer für dasselbe machte es ihm zur Gewohnheit, nach jeder kirchlichen Funktion sich an die Leute guten Willens zu wenden mit der Bitte, nach Möglichkeit etwas für die Kirche opfern zu wollen.

Was der Verbliebene auf diese Weise im Verlaufe seiner achtjährigen Thätigkeit für die Rischmewer Pfarrei zu Stande gebracht hat, darüber mögen folgende Data Zeugnis geben: Im Jahre 1894. unternahm Pf. Boos seligen Andenkens eine gründliche Restauration des damals stark vernachlässigten Rischmewer Kirchleins, welche über 4000 R. kostete. Die Kirche wurde sowohl von außen als auch von innen gänzlich erneut, ohne dabei die Hilfe der Pfarrfinder etwa von der Kanzel aus in Anspruch zu nehmen; verwendet wurden dazu einige größeren Gaben, welche der Pfarrer von den Gutsbesitzern der Umgegend empfangen hatte.

Noch in demselben Jahre wurden um die Kirche von Seite dreier Straßen Troitnois von Ziegelsteinen gelegt und an der Fronte manier der Kirche ein schönes eisernes Gitter mit einem künstlich gearbeiteten Thore nebst zwei Pförtchen angebracht, wofür 1400 R. verausgabt wurden.

Nach zwei Jahren besorgte der Pfarrer für die Kirche eine neue Orgel mit zehn Registern im Werte von 1900 R. — ein Opfer der hiesigen Gutsbesitzerin Fr. Cesarine Dolivo — Dobrowolska.

Fast gleichzeitig schmückte er das Haus Gottes mit den Stationen des hl. Kreuzweges, was mit einem Kostenaufwande von 450 R. verbunden war.

Anno 1897 richtete Pf. Boos im Kirchhofe die Wasserleitung ein, welche Bequemlichkeit 125 R. kostete. Dem beobachtenden Mitleide des um alles besorgten Pfarrers durfte und konnte es nicht entgehen, daß der Organist und der Kirchenwächter keine entsprechende Wohnung hatten. Um diesem Uebel abzuhelfen, führte er im Laufe des vergangenen Jahres ein passendes neues Nebengebäude auf. Diese Gelegenheit benützend, erneute er zum zweitenmal die Kirche und die anliegenden kirchlichen Gebäude. Der Neubau nebst Remont erforderte 3000 R. welche der unermüdete Pfarrer sorgfältig sammengebracht hatte.

Die Krone jedoch der Mühen und Arbeiten unseres unvergesslichen Pfarrers bildet die Gründung des Wohlthätigkeitsvereines an der hiesigen katholischen Kirche. Der Verein ist schon seit einem

Jahre thätig und trocknet die Thränen mancher Witwe und Waise, welche nun aus Dankbarkeit für den verstorbenen Gründer dieser nützlichen Institution heiße Gebete zum Throne des Allerhöchsten senden.

Hätte der frühzeitige Tod der Thätigkeit dieses edlen Priesters keine Grenze gesetzt, so wäre mit der Zeit durch seine rastlose Bemühung noch manches Gute und Nützliche für die Rischinower Pfarrei entstanden. So z. B. beschäftigte ihn in letzter Zeit der Gedanke an den Bau einer Schule für die katholische Jugend und eines Armenhauses für alte, arbeitsunfähige Leute. Für die Einrichtung der Schule wurde sogar schon ein kleines Kapital gesammelt, wozu der Verstorbene seinen Witwegroschen beigelegt hat, indem er zu diesem Zwecke sein Distinktorium testamentarisch vermachte. (Andere seiner Habseligkeiten vermachte er der Kirche zum Ankauf von Meßgewändern.)

Das war die leider nur zu kurze Thätigkeit zu Rischinow des verstorbenen Kathedralkanonikus P. A. Boos — eines wahren Priesterhelden, — eines unermüdblichen Arbeiters im Weinberge des Herrn zum geistigen und zeitlichen Wohle seiner Brüder in Christo. Ehre deinem Andenken, du edler Priester!

### Stephan Heindel.

Eine geschichtliche Erzählung aus der ersten Zeit der deutschen Ansiedler an der Wolga.

(Fortsetzung.)

Stephan arbeitete sehr fleißig, war überaus pünktlich und bestrebte sich, den Befehlen seines Herrn in allem bis aufs genaueste nachzukommen. Diese guten Eigenschaften entgingen der Beobachtung seines Herrn nicht. Muhammed erlaubte ihm, frei umherzugehen, und vertraute ihm mehreres an. Als nun Stephan einstens durch die Stadt schlenderte, hörte er ein herzzerreißendes Geschrei. Schnell schlüpfte er durch das kleine Thürröschchen in den Hof, aus welchem das Jammern an seine Ohren drang, und wäre beinahe vor Schrecken in Ohnmacht gefallen. Drei Muhammedaner hatten einen Sklaven blutig gezeißelt. Damit noch nicht zufrieden, marterten sie ihn noch auf die unmenschlichste Weise. Zwei von ihnen hatten Pfiemen und Lederriemen in den Händen und nähten die Arme des Sklaven an seinen Leib fest. Stephan bat um Schonung, die Bluthunde hießen ihn aber fortgehen, wenn er nicht haben wolle, daß es ihm auch so ergehe. Eilig ging Stephan nach Hause und meldete den Vorfall dem Oberaufseher, indem er ihn bat, doch der Obrigkeit davon Anzeige zu machen. Der Oberaufseher lächelte und hatte nur die Bemerkung: „Das war doch ein Sklave, und mit dem kann sein Herr verfahren, wie er will.“ Auf Stephan hatte diese unmenschliche That einen solchen Eindruck gemacht, daß ihm den ganzen Tag das Essen nicht schmeckte. Er tröstete sich mit dem Gedanken, was er gesehen habe, sei nur ein einzelner Fall, doch bald wurde er enttäuscht. Je öfter er in die Stadt kam, desto mehr Grausamkeiten wurde er gewahrt. Er sah, wie man armen Sklaven die Augen austach, sie auf den Pflock setzte oder auf eine andere schauerhafte Weise marterte. Auf dem Sklavenmarkte traf er Russen, Polen, Indier, Araber, Tscherkessen, Griechen, Armenier, Zigeuner, Mordwiner und Deutsche. Ihr Glend ging ihm sehr zu Herzen, und wenn er in seinem Abendgebete jener Unglücklichen gedachte, dann rollten öfters Thränen über seine Wangen.

Freitags war das Geschäft des Muhammed geschlossen, weil dieses der Ruhetag der Muhammedaner ist. Da Stephan also von den Arbeiten frei war, so machte er an diesen Tagen sich Notizen über seine Erlebnisse. Einmal sah ihn sein Herr schreiben und sprach zu ihm: „Stephan, kannst du lesen und schreiben?“ — „In meiner Sprache wohl, gnädiger Herr,“ antwortete Stephan, sich tief verbeugend. „Nun gut,“ sagte sein Herr darauf, „ich werde dich in die Lehr abgeben, damit du auch in unserer Sprache lesen und schreiben lernst.“ Das war Stephan von der Seele gesprochen. Mit eisernem Eifer widmete er sich dem Unterricht. Im Verlaufe von einem Jahre hatte er es so weit gebracht, daß er alle Geschäftspapiere und Rechnungen ohne fremde Hilfe ausfertigen konnte. Nachdem er eine kurze Zeit Budenstehler gewesen war, ernannte ihn sein Herr zum Oberaufseher über alle Magazine und über alle Dienenden. Stephan führte das Geschäft sehr

ehrlich und mit sehr großer Geschicklichkeit. Muhammed vertraute ihm sein ganzes Vermögen an. Alle ohne Ausnahmen hatten ihm zu gehorchen. Selbst sein Herr holte sich öfters Rat bei ihm und verfuhr darnach. Das erste, was Stephan als Oberaufseher that, war, daß er seine Stellung zu Gunsten seines Bruders ausnützte. Eines Abends, als Muhammed ihm seine Befriedigung über die Geschäftsführung aussprach, sagte Stephan zu seinem Herrn: „Habe ich Gnade gefunden in den Augen meines Herrn, so will ich es wagen, seiner Gnaden mitzuteilen, daß sein Knecht und Diener noch einen Bruder hat. Derselbe ist nicht weit von hier bei einem Turkmene. Will mein Herr der Trost meines Lebens werden, so mag er gestatten, daß sein Diener hingehet und seinen Bruder auch hierherführe.“ — „Es steht in deiner Macht,“ erwiderte Muhammed, „thue, wie dir beliebt, und wenn es auch zwei Ruffen kosten sollte.“ Stephan stammelte Dankesworte und ließ jogleich sein Reitpferd satteln. Im voraus die Freude des Wiedersehens fühlend, ritt Stephan in vollem Galopp zur Ribitka des Turkmene, bei dem sein Bruder als Sklave diente. Er mußte an einem hohen Berg vorbei. Da stieg er ab und führte sein Pferd eine Strecke am Jügel. Doch was war das? Es funkelte da ein Stein. Stephan hob ihn auf und sah, daß es ein großer Goldklumpen war. Er steckte ihn ein und dachte nicht weiter daran, da seine Gedanken nur bei seinem Bruder weilten. Glücklicherweise fand er die Ribitka des Turkmene. Martin war nicht zu Hause, er hütete die Schafe im Felde. Als er gegen Abend nach Hause zurückkehrte, lief Stephan ihm entgegen. Beide küßten sich und weinten vor Freude. Nun ging es ans Handeln. Stephan bot dem Turkmene einen Ruffenklaven für seinen Bruder an. Der Turkmene ging darauf ein, nur stellte er die Bedingung, er wolle selber einen aus vier herauslesen. Das konnte Stephan leicht zugeben, und das „Geschäft“ war abgemacht. Am anderen Morgen ritten die drei in die Stadt (Chiwa) zu Muhammed. Stephan ließ vier Ruffenklaven rufen und stellte sie dem Turkmene zur Auswahl vor. Dieser befühlte und betastete einen nach dem anderen und wählte schließlich den besten, einen Mann in den dreißiger Jahren. Stephan und Martin waren überaus froh und erzählten einander ihre Erlebnisse.

Zuerst mußte Stephan ausführlich auseinandersetzen, auf welche Weise er zu so hohen Ehren gelangt sei. „Du gleichst ja dem ägyptischen Joseph,“ sagte Martin, als sein Bruder mit der Erzählung geendet hatte. „Aus einem Sklaven bist du Oberaufseher geworden.“ — „Darin besteht allerdings eine kleine Ähnlichkeit zwischen uns beiden,“ scherzte Stephan, „nur fehlt mir noch die harte Prüfung.“ — „Nun die kann noch kommen,“ schloß Martin lachend, ohne auch nur im geringsten zu ahnen, daß er in diesem Falle Prophet wäre. — Stephan war zu ehrlich, als daß er seinem Herrn von dem Funde am Berge nichts mitgeteilt hätte. Doch wie erschraf dieser beim Anblicke des Goldklumpen. „Schnell vergrabe das Gold,“ sprach er mit bebender Stimme, „und sage keinem Menschen etwas davon; denn wenn das die Russen erfahren, dann werden sie unser Land gleich einnehmen. Unser Chan hat es strenge verboten, irgendwie zu verraten, daß in unserem Lande Gold ist.“ — „Der Chan hat es verboten!“ Stephan wußte, was das zu sagen hatte. Mehr als einmal war er Zeuge gewesen, wie die armen Unterthanen des Chan wegen geringfügige Verstöße gegen seine Verordnungen den schrecklichsten Qualen unterworfen wurden. An Rettung war nicht zu denken, wenn jemand erst in die Hände des Tyrannen gefallen war. Stephan hatte deshalb nichts Eiligeres zu thun, als das Gold ungeschrien zu vergraben. Seinem Bruder legte er das tiefste Stillschweigen auf.

Zwei Wochen waren seither vergangen. An einem Freitage saßen Stephan und Martin im Garten und unterhielten sich. „Bruder,“ hob Martin an, „ich will dir nun noch etwas ausführlich erzählen, was ich bei meinem früheren Wirt erlebt habe. Es ist schauerhaft, aber deshalb nicht minder wahr.“ Seine Stimme zitterte. Die Erinnerung an das Erlebte preßte ihm Thränen aus. Stephan wurde neugierig. „Daß die Weichlichkeit,“ sprach er scheinbar ungeduldig, „und erzähle, wie es dir ergangen ist!“ Martin faßte sich und begann also: „Außer mir hatte mein Herr noch zwei Sklaven: ein Ruffenmädchen und einen Tscherkessen. Ich und das Mädchen, wir mußten die Schafe hüten, und da kannst du dir denken, daß wir bald sehr bekannt wurden. Je länger wir beisammen waren, desto lieber hatten wir uns. Wir scherzten so fröhlich, als

wenn wir zu Hause gewesen wären. Gegenseitig sprachen wir uns Trost zu und vergaßen dabei, daß wir Sklaven waren. Sie gefiel mir, und ich ihr auch. Dieses machte den Tscherkessen verdrießlich. Er wollte das Mädchen durchaus für sich gewinnen. Wenn er aber sich neben sie setzte, lief sie davon und kam zu mir. Wollte er ihr ins Gesicht schauen, so drehte sie ihm den Rücken zu. Dargebotene Geschenke (ein rotes Tuch und ein weißes Band) wies sie zurück, und Höflichkeiten erwiderte sie nicht. Der Tscherkesse kam außer sich vor Zorn. Er machte mir harte Vorwürfe und schimpfte mich tüchtig. Ich verstand wenig davon, blieb ihm aber in dieser Sache nichts schuldig. So stritten und verhungten wir uns oft, in der letzten Zeit jeden Tag und jedesmal, wenn wir uns begegneten. Unserem Herrn wurde das bekannt, er kümmernte sich aber wenig darum. Die Frau meines Herrn war schon lange krank. Alle möglichen Arzneien hatte sie schon angewandt. Was immer nur jemand ihr anriet, das hatte sie pünktlich erfüllt. Doch keine Besserung. Da der verschmigte Tscherkesse auf eine andere Weise mich nicht verderben konnte, so wollte er die Krankheit der Frau dazu benützen. Hier mußte Martin seine Erzählung unterbrechen und den Thronen freien Lauf lassen. Nachdem die Aufregung sich wieder gelegt hatte, fuhr er fort: „Der Tscherkesse bat den Herrn, er möge ihn einmal in sein Zimmer kommen lassen, weil er ihm etwas sehr Wichtiges mitzuteilen habe. Man ließ ihn eintreten. Da verneigte sich der Heuchler dreimal tief zur Erde und that seinen Mund zum Lügen auf. „Wie wenn der Kasbek im Kaukasus auf meinem Herzen läge,“ sprach er, „so drückt mich das Glend meines allerbesten Herrn und Gönners. Wie der Wind den Sand der Wüste emporwirbelt und das Licht der Sonne verdunkelt, so bestürmen unzählige Sorgen mein Gemüt um das Wohl des teuersten Gutes, um die Rose, die die ganze Umgegend mit ihrem lieblichen Dufte erfüllt. Möge deshalb der erhabenste Gebieter mir, seinem Wurme, gestatten, eine Arznei anzuraten, für deren Erfolg ich gut stehen kann. Nur eines, Du glänzendster der Himmelssterne, kann Deine Rose vor dem Vertrocknen bewahren, und dieses Einzige ist — — — Christenfleisch! Meine Lippen sollen vertrocknen, und meine Zunge sich in einen Dorn verwandeln, wenn ich nicht die Wahrheit rede. Befiehl, o Herr, daß wir den Christensklaven, den Deutschen, schlahten, das Fleisch einsalzen, und wenn es durchgeschlagen ist, Deiner Rose zum Essen geben, und dann wird sie frisch wie im Frühlinge werden.“ Nachdem er noch einmal seine Angabe hoch beteuert hatte, trat er ab, sich tief verneigend. Der Herr machte seiner Frau sogleich Mitteilung darüber, und letztere äußerte den Wunsch, nicht ich, sondern das Russenmädchen solle geschlachtet werden. „Dann,“ fügte sie hinzu, „wird auch der Streit zwischen diesen ein Ende haben. Ob das Fleisch von einem Manne oder von einer Frau ist, das wird sicher einerlei sein.“ Niemand war froher als der Tscherkesse, als der Herr ihm befahl, die Messer zu schleifen; denn am folgenden Morgen sollte geschlachtet werden. Natürlich meinte der Unmenschen, meine Haut stehe auf dem Spiel. Kaum war der Tag angebrochen, so mußte ich unseren Nachbar rufen, der sollte uns helfen. Was für ein saures Gesicht machte aber der Tscherkesse, als er den Befehl vernahm, das Russenmädchen solle umgebracht werden. Ach wie war mir da za Mute! Ich wäre für sie in den Tod gegangen, wenn dieser nicht so schrecklich drein geschaut hätte. O dieses arme Mädchen! Wie sah sie so blaß aus! Sie war bereits halbtot, noch ehe das Messer des Mörders ihr Herz berührte. Ich mußte sie an den Füßen halten, der Nachbar drückte ihren Kopf fest an die Schlachtbank, und der Tscherkesse stach ihr ins Herz. Ich hörte noch den Schmerzensschrei, was weiter geschah, davon weiß ich nichts, denn mich überfiel eine Ohnmacht. Als ich zu mir kam, war die Tote schon bei Seite getragen. Das Einsalzen des Fleisches überließ ich dem Tscherkessen allein, versteckte mich und weinte so bittere Thränen, wie noch nie in meinem Leben. Jeden Tag fragte die Frau, ob das Fleisch noch nicht durchgeschlagen sei. Als man ihr endlich ein Stück brachte, griff sie hastig zu. Kaum aber hatte sie einen Bissen genossen, da fiel sie um und war tot! Mein Herr war untröstlich. Er bejammerte seine Frau und schimpfte und verfluchte den Tscherkessen bis in den tiefsten Abgrund. „Du Ausgeburt aller Schlechtigkeit,“ fuhr er ihn an, „du bist schuld an dem Tode des Russenmädchens und auch die schönste unter allen Haremshüterinnen hast du unter die Erde gebracht. Nicht wert bist du mehr, daß Allah dich von der Sonne be-

scheinen läßt.“ Gallei, (so wurde ich genannt) rufe den Nachbar!“ Dieser kam. „Bindet den schlechtesten aller Erdenkinder an den Baum, und du Gallei, zerpalte ihm mit diesem Beile da den Kopf!“ Ich mußte thun, wie mir befohlen war. Glaube mir, als ich mit der Art ausholte, um dem Tscherkessen den Todesstreich zu versetzen, da war es mir, als ob der Himmel und die Erde durcheinander rinnen. Hören und Sehen verging mir, doch schlug ich nicht fehl. Zuh! Es war schauerhaft. Matt sanken meine Arme nieder, und die Beine versagten ihren Dienst. Gott verzeihe mir und meinem Herrn!“

Hieronymus.

(Fortsetzung folgt.)

### Vom Kriegsschauplatz.

Die Engländer müssen dorthin gehen, wohin sie die Buren haben wollen. So war es auch bei der letzten Spionkop-Schlacht. Ruhig ließen die Buren den General Warren „den Schlüssel zur Burenstellung,“ wie General Buller den Spionkop selbst nannte, einnehmen. Ganz England freute sich schon ob des „glänzenden“ Sieges, aber nach paar Tagen kam die kalte Dusche: Warren wurde von seiten der Buren mit heftigem Granatfeuer überschüttet, konnte seine Stellung nicht halten und zog sich nach sehr schweren Verlusten eilig wieder in sein früheres Lager zurück, überschritt nämlich abermals den Fluß Tugela. Die Lage blieb also die alte, nur mit Unterschiede, daß die Engländer nun gegen 2000 Mann weniger zählen. Der arme Buller erhielt danach einen Fieberanfall, hat sich aber schon so weit erholt, daß er eine weitere Niederlage wieder anhören kann. Man hätte es gar nicht geglaubt, daß die Buren eine so große List im Kriegführen aufweisen können. Besonders bekannt dadurch hat sich ihr Anführer, General Kronje, gemacht. In der Schlacht bei der Magersfontaine gebrauchte er folgende List. Die Buren haben zwei Arten von Gewehren: Mauser und Martini-Henri. Die ersteren geben keinen Rauch, und die letzteren geben. Vor der Schlacht stellte er am Fuße des Hügels Buren mit Mauser- und auf die Höhen mit Martingewehren. Die Engländer richteten ihr Feuer natürlich dorthin, woher der Rauch kam, und rückten nach einer kurzen Zeit mit ihrem Fußvolk vorwärts. Plötzlich werden sie am Fuße des Hügels von den rauchlosen Mausergewehren empfangen. Die Niederlage der Engländer soll damals schrecklich groß gewesen sein, während die Buren fast niemand verloren haben. Überhaupt sind die Verluste der Buren nicht groß. Wie Leyds, der Vertreter Transvaals in Belgien, mitteilte, waren deren Verluste bis Mitte Dezember 212 Tote, 678 Verwundete und 200 Gefangene. Er bemerkte ferner, daß der Krieg in der That sehr lange dauere, daß Transvaal aber sicher nicht zuerst um Frieden nachsuchen und auch keinen Friedensvorschlag auf Grundlage des status quo ante bellum, d. h. des Zustandes vor dem Kriege, annehmen werde.

### Korrespondenz.

**Achalzsch.** (Kaukasus.) Am 19. Dezember des verfloffenen Jahres war hier starkes Erdbeben. Der erste und heftigste Stoß war um 12 Uhr mittags, der zweite um die Vesperzeit und der dritte um 9 Uhr abends. In der Umgegend bei Achalkalad war das Erdbeben noch stärker. Dabei ist es auch nicht ohne Menschenopfer abgegangen. Obwohl die Zahl der Umgekommenen noch nicht festgestellt ist, so nimmt man doch an, daß über tausend Personen ihren Tod in den Trümmern gefunden haben. Bis jetzt hat man Tote gefunden: Im Dorfe Bedjano 45, in Istila 8, in Meremia 116, in Großsamsari 4, in Kleinsamsari 28 und in Gado 3. Mehr als hundert sind verwundet oder zerquetscht. Über 4000 Obdachlose mußten in anderen Dörfern untergebracht werden. Es sind das Armenier aus Erzerum. Von den katholischen Armeniern ist niemand betroffen. Das Erdbeben hat noch nicht ganz aufgehört. Dreimal bis viermal in der Woche fühlt man noch Stöße.

Achalzsch,  
den 10. Januar 1900.

## Aus Welt und Kirche.

## a) Inland.

**Saratow.** Die Katholiken in Kertsch haben einen Wohlthätigkeitsverein für die dortigen Armen gegründet und den Hochwürdigsten Herrn Bischof zum Ehrenmitglied gewählt. Seine Excellenz übersandte Seinen Segen zu dem gottgefälligen Unternehmen und spendete zum Besten des Vereines 25 Rubel.

**Petersburg.** Verschiedene Personen befinden sich noch im Besitze von Kreditbilleten, die mit dem 31. Dezember aus dem Verkehr gezogen worden sind. Wie nun der „St. Pet. Herald“ meldet, sind diese Kreditbilleten noch nicht entwertet; dieselben sind mit einer Eingabe, die stempelfrei ist, an die Staatsbank in Petersburg zu dirigieren, welche nach Prüfung der Eingabe die Kreditbilleten veralteten Musters gegen neue umtauscht.

Die von tollen Tieren gebissenen und zur Behandlung in die bakteriologischen Stationen abgeführten Personen werden bekanntlich mit ihren Begleitern auf sämtlichen russischen Eisenbahnen in den Waggon 3. Klasse zum Tarife für die 4. Klasse befördert, wobei die Vorweisung einer Beglaubigung des örtlichen Landchaftsammtes, oder in Gegenden ohne Landchaftsinstitutionen des Kreis-*isprawniks* oder Polizeimeisters erforderlich ist. Vom 22. Januar tritt nun die Verordnung in Kraft, die sämtliche Hospitäler, bei denen bakteriologische Stationen vorhanden sind, dazu berechtigt, den in ihrer Behandlung gestandenen, von tollen Tieren Gebissenen zur Rückfahrt in die Heimat ebenfalls derartige Beglaubigungen zu erteilen, damit sie die oben erwähnte Vergünstigung genießen.

**Grodno.** Aus dem Grodner Gefängnis entsprang, dem „Wilenki Wesnik“ zufolge, am Abend des 24. Dezember der Arrestant Zwanow. Die Flucht wurde augenblicklich entdeckt, und der Wächter Alsenow eilte im Laufe hinter dem Flüchtenden her, dem Bahnhof zu, wo sich eben der Zug in Bewegung setzte. Mit einem Sprunge war Zwanow im letzten Waggon, unmittelbar hinter ihm aber auch der Verfolger. Durch die ganze Länge des Eisenbahnzuges wurde nun die Verfolgung fortgesetzt, bis es unter Beihilfe eines Konduktors gelang, den Ausbrecher zu greifen. Unter den kräftigen Fingern seiner Angreifer sich wüthend, wußte Zwanow sich durch eine List zu helfen, indem er bat, ein wenig von ihm abzulassen; kaum hatte man ihm willfahret, als er ein kurzes Brecheisen hervorholte, den Konduktor sowohl als den Wächter Alsenow damit zu Boden schlug und sich durch das zertrümmerte Fenster des Waggon's hinausstürzte. Der Zug wurde sofort angehalten und verweilte wohl eine Viertelstunde am Ort, ohne daß es gelungen wäre, eine Spur des Flüchtlings zu finden. Erst am folgenden Tage wurde er durch ein Treibjagen der Bauern im Walde düngest gemacht. Der Sprung aus dem Fenster hatte ihm, außer etlichen Schrammen, weiter keinen Schaden gethan.

**Odeffa.** Seit einiger Zeit sind der „Dn. Jtg.“ zufolge in der Stadt Gerüchte verbreitet, daß der Dampfer „Peter der Große“ auf der Fahrt zwischen Odeffa und Marseille untergegangen sei. Diese Gerüchte haben nunmehr leider ihre vollinhaltliche Bestätigung erfahren. Es steht jetzt zweifellos fest, daß der Dampfer samt der darauf befindlichen, aus 34 Mann bestehenden Mannschaft und einer lebenden Fracht von einigen tausend Schafen und Hammeln ihr Grab in den Wellen des Meeres gefunden haben. Der Dampfer „Peter der Große“ unterhielt die Verbindung zwischen Odeffa, Marseille und den anderen Mittelmeerhäfen. Er stand unter dem Kommando Herrn Provitollas, eines alten und erfahrenen Seemannes. Das letztemal lief er am 3. Dezember aus Odeffa aus. Hier nahm er ca. 250,000 Pud Getreide, deren Aufgeber acht hiesige Exporteure sind, und außerdem 4100 Schafe, Hammeln und anderes Vieh für Marseille auf. Außer den 34 Personen der Mannschaft befanden sich auf dem Schiffe noch weitere 6 Personen, die die Viehladung als Aufseher begleiteten und ein Passagier nach Marseille. In Unbetracht der auf dem Mittelmeere herrschenden fürchterlichen Stürme erhielt der Kapitän die Weisung, seinen der auf dem Wege liegenden Häfen anzulassen, mit Ausnahme Konstantinopels, wo er seinen Kohlenvorrat bedeutend vermehren sollte. Der Dampfer erreichte auch glücklich Konstantinopel, worüber die hiesige Agentur telegraphisch verständigt wurde — sein weiteres Schicksal aber bis zum Moment des Unterganges ist ganz

in Dunkel gehüllt. Zum letztmal wurde der Dampfer in der Nähe des Archipelags, bei der Landzunge Matapan, dem letzten Punkte der griechischen Besitzungen gesehen. Von hier aus sollte der Dampfer seine Fahrt nach Messina richten, erreichte es aber nicht. Er fand also seinen Untergang in der Nähe der Landzunge Matapan. Es ist dies eine sehr belebte Ortschaft, an der ununterbrochen Schiffe kreuzen, und würde der Dampfer nur gescheitert, nicht aber gesunken sein, so würde dies im Verlaufe einer halben Stunde bekannt geworden sein. Nicht nur hier, sondern auch auf dem ganzen Mittelmeer gibt es keine Ortschaft, an der ein Dampfer auch nur einen Tag vor Anker liegen könnte, ohne bemerkt zu werden — der Dampfer „Peter der Große“ ist aber schon vor 25 Tagen verschwunden. Aber die Ursache des Unterganges des Dampfers liegt vorläufig nichts Bestimmtes vor, doch kann man beinahe mit Sicherheit behaupten, daß die schrecklichen Stürme, die gerade um diese Zeit herrschten, den Untergang verschuldet haben. Die Dampfer der Gesellschaft „Caillol u. Saintpierre“ sind auf der Fahrt zwischen Marseille und Odeffa bemüht, die Stelle, wo der Dampfer gesunken ist, ausfindig zu machen, bisher ist dies aber nicht gelungen. Es liegen nur Meldungen von Schiffskapitänen des „Ost. Lloyd“ darüber vor, daß sie in der Nähe der Landzunge Matapan zahlreiche Viehleichen auf dem Wasser schwimmend gesehen haben. Fast die ganze Ladung des untergegangenen Dampfers war in verschiedenen Versicherungsgesellschaften versichert.

**Lodz.** Folgende amüsante Geschichte, wenn sie ihre Entstehung nur nicht der Erfindungsgabe eines Reporters verdankt, trug sich unlängst in Lodz zu. Als ein in einem kleinen Hinterhäuschen wohnendes älteres Ehepaar sich schlafen gelegt hatte, vernahm es plötzlich ein starkes Geräusch, das aus einer an die Schlafkammer angrenzenden Kammer drang und viel Ähnlichkeit mit dem lauten Schreien eines Menschen hatte. Und richtig, als man nachsah, fand man in der Kammer einen keineswegs vertrauenswürdig aussehenden baumlangen Kerl, der in einer Ecke lag und fest schlief. Derselbe hatte sich in Abwesenheit der Bewohner in die Kammer eingeschlichen, weil er, wie er sagte, kein Obdach für die Nacht gehabt; in Wirklichkeit hatte er es wohl aber auf eine Verabung der Bewohner während der Nacht abgesehen gehabt, und war, weil er zu lange warten mußte, sanft ent schlummert. Daß der Eindringling nicht gerade auf die liebenswürdigste Weise geweckt und hinauskomplimentiert wurde, ist einleuchtend.

## b) Ausland.

**Rom.** Der Bischof von Münster hat dem Heiligen Stuhle die Akten des von seiner Kurie eingeleiteten Informationsprozesses, betreffend die Tugenden und Wunder der Dienerin Gottes Anna Katharina Emmerich aus dem Augustiner-Orden eingesandt, damit nach Prüfung derselben die Ritenkongregation zum Seligsprechungsprozesse übergehe.

**Türkei.** Das türkische Reich hat über Nacht eine ganz gewaltige Vergrößerung erfahren. Wie nämlich die „Tägl. Rundsch.“ nach dem in Kairo erscheinenden arabischen „Muajjad“ meldet, hat Kabab, der ehemalige Sklave Zobeir Paschas, der mit eiserner Hand den ganzen östlichen und mittleren Sudan unter seine Botmäßigkeit gebracht hat, um seine Aufnahme in den türkischen Untertanenverband nachgesucht. Sein Land Wadai sowie alle übrigen Länder, die er noch erobern wird, sollen „der hohen Familie Osmans“ unterworfen sein und jeden, der es in Mittelafrika wagt, dem Gebote des Khalifen zu trotzen, verspricht er zu züchtigen. Eine Gesandtschaft mit nicht weniger als siebenhundert Kamelen überbringt Geschenke Kababs an den Sultan und ist bereits in Tripolis eingetroffen, von wo sie zur See ihre Reise nach Konstantinopel fortsetzen wird. Der Sultan wird als Erwiderung ebenfalls eine Abordnung nach Mittelafrika schicken, die dem kühnen Eroberer Geschenke sowie den Osmanen-Orden übermitteln soll. Der „Muajjad“ erinnert daran, daß vor einiger Zeit bereits von Tripolis aus eine Gesandtschaft nach dem Sudan ging, um in der dortigen Bevölkerung das Gefühl der Zusammengehörigkeit als Muslims zu verstärken und sie dem Khalifen in Stambul zu unterwerfen. Wenn auch der Sultan Abdul Hamid in jenen Gebieten schwerlich jemals irgend welche Machtvollkommenheit ausüben wird, so sind diese Thatfachen doch wieder ein Beweis von dem gewaltigen Erstarken des allislamitischen Gedankens.

fen s, das sich in der mohammedanischen Welt besonders seit dem letzten türkisch-griechischen Kriege bemerkbar macht. Überall stacheln die Süssi-Mönche, die von ihrem Häuptling aus Dschereb in der libyischen Wüste ihre geheimen Weisungen empfangen, den Fanatismus der Gläubigen an, und nicht ohne Erfolg, wie man sieht. Die Niederwerfung des Khalifen von Omdurman ändert nichts daran, wird sogar in Konstantinopel geru gesehen, da sich die dortigen Perwische durchaus vom übrigen Islam absonderten. Der mittlere Sudan, der einst von deutschen Forschern so oft besucht wurde, wird somit wohl noch für lange Zeit von dem Verkehr mit Westeuropa abgeschlossen bleiben, ja es ist zu befürchten, daß die dortigen Ereignisse bis auf das Hinterland der europäischen Kolonien an der afrikanischen Küste zurückreichen.

**Spanien.** Der spanische Senat hat beschlossen, einen Antrag des Grafen Almenas in Erwägung zu ziehen, welcher fordert, daß die Regierung und die Generale, welche an dem Kriege mit den Vereinigten Staaten teilgenommen, zur Verantwortung gezogen werden sollten.

In parlamentarischen Kreisen wird hierzu bemerkt, daß das Kriegsgericht nur die Generale abgeurteilt habe, welche in Manila und Santiago de Cuba sich ergaben, nicht aber den Generalkapitän von Cuba und diejenigen Staatsmänner, welche die Frage der Freipensschießung erörterten. Diese letzteren habe hauptsächlich der Antrag Almenas im Auge. Wenn sie gerichtlich verfolgt werden sollten, so würde sich der Senat als oberster Gerichtshof konstituieren, um sie abzuurteilen.

Wir müssen, schreibt die „Pnb. Ztg.“, diesen Beschluß des spanischen Senats bedauern, er hätte, wenn er patriotisch handeln wollte, ganz andere Aufgaben zu erfüllen, als immer in der alten Wunde zu rühren.

**Kalkutta.** Im General-Gouvernements-Rat hielt der Sekretär des Departements für Einkünfte und Ackerbau Ibbeson eine Rede über die zur Zeit in Indien herrschende Hungersnot. Bis Ende März würden die der Regierung durch die Hungersnot erwachsenen Kosten 30 oder 40 Millionen Rupien betragen. In den britischen Territorien hätten jetzt 22 Millionen Menschen unter der Not zu leiden, in den Eingeborenen-Territorien 2 Millionen. Es müsse eine Erleichterung dieses beispiellosen Zustandes geschaffen werden. Der Vizekönig führte sodann aus, das von der Hungersnot betroffene Gebiet sei in einer Weise gewachsen, welche die schlimmsten Befürchtungen übersteige. Das Land leide jetzt unter einem Mangel an Vieh, Wasser und Nahrungsmitteln, welcher sich in der furchtbaren Weise geltend mache. Etwa dreieinhalb Millionen Menschen empfangen jetzt Unterstützungen. Im Jahre 1897 seien in England Hunderttausende für die Nothleidenden gesammelt worden, und die ganze Welt habe Anteil genommen an den Sorgen Indiens. Jetzt habe Indien sich allein durchzukämpfen, denn alle Gedanken Englands und der Engländer richten sich auf Südafrika. Indien müsse seine Aufgabe mit Geduld und Tapferkeit durchführen in dem Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, wenn es Millionen von Menschenleben vor dem Hungertode rette.

**China.** Aus dem fernen Osten kommt eine Aufsehen erregende Meldung: Das Reich der Mitte hat einen neuen Herrscher bekommen. Der unglückliche Kaiser von China Kwangsu will allerdings noch unter den Lebenden, er hat sogar selbst das Edikt unterzeichnet, das den 9 Jahre alten Sohn des Prinzen Luano, Namens Pu-Sing, zum Kaiser ernennet. Da auch in China neunjährige Kaiser nicht zu regieren pflegen, sondern bis nach erreichter Großjährigkeit unter Vormundschaft stehen, so sichert der Regierungsrath der Kaiserin-Mutter auch in Zukunft den Einfluß auf die Geschicke des Landes. Kwangsu aber ist endgültig der Sorgen um das Reich enthoben, da sich für ihn, meint die „Voss. Ztg.“, und für seine Wiedereinsetzung in das kaiserliche Amt kein Arm rühren werde. Sein Schicksal wird wohl für alle Zeiten als Warnung denjenigen seiner Nachfolger auf dem Thron dienen, die der Versuch reizen sollte, durch zeitgemäße Reformen das altersschwache und zerfallende Reich zu kräftigen. Die Kenner Chinas waren sich keinen Augenblick im Unklaren über das Ergebnis des auf Umbildung der inneren Verhältnisse Chinas gerichteten Unternehmens, das Kwangsu im August 1898 mit einer Verordnung einleitete, die folgende Stelle enthielt:

„Als ein Unglück für China ist die tief eingewurzelte Ver-

knöcherung und die Anhänglichkeit an die alten und veralteten Bräuche anzusehen. Jeder Beamte muß es für seine Pflicht halten, diese Verknöcherung abzuschütteln ohne Rücksicht auf das feindselige Verhalten der Mehrheit zu den Neuerungen.“

Sehr bald sah auch der Kaiser selbst ein, daß er Unmögliche wollte, als er seinem treuergebenen Kan-g-Ju-Wei befohl, durch Anwendung „westlicher Methoden“ das Land zu retten. Die Kaiserin-Mutter, die seit dem Jahre 1861 das Land fast ganz selbständig regiert hatte, ließ ihn nicht darüber in Zweifel, daß sein Spiel um die Krone ging, und mit der bewunderungswürdigen Thatkraft, die diese Frau immer besessen, ergriff sie die Zügel der Regierung, setzte den von Kwangsu entlassenen Li-Dung-Tschang wieder in sein Amt ein und widerrief die Resformedikte des Kaisers. Seitdem lebte dieser das Leben eines Gefangenen. Man sprach von ihm nur, wenn von Zeit zu Zeit das Gerücht von seiner Ermordung oder geistigen Unmachtung auftauche. Nun hat er seine Rolle ausgespielt und mit ihm für lange Zeit die england freundliche Richtung in der Politik Chinas. — Er selbst soll einen Selbstmordversuch gemacht haben. — Pu-Sing soll am 5. Februar unter dem Namen Tschikuang zum Kaiser ausgerufen werden.

**Österreich.** Alle politischen Sorgen, wie groß und dringend sie auch sein mögen, treten in Österreich augenblicklich in den Hintergrund angesichts des zu riesenhaftem Umfang angewachsenen Ausstands der Grubenarbeiter, der seinen Höhepunkt noch immer nicht erreicht hat. Vor kurzem feierten in Mähren und Böhmen bereits 50,000 Bergleute, es werden aber weitere Arbeitsniederlegungen erwartet, welche die Zahl der Ausständigen auf 90,000 bringen sollen. Dabei sind jene Tausende Fabrikarbeiter, die durch die Einstellung des Betriebes in zahlreichen Industrien infolge Kohlenmangels beschäftigungslos werden, noch nicht mitgerechnet. Die Grubenleute haben, wie die „Voss. Ztg.“ ausführt, einen für sie außerordentlich günstigen Zeitpunkt zur Geltendmachung ihrer Forderungen gewählt. Das Kohlegeschäft in Mähren und Böhmen geht glänzend und die vorhandenen Vorräte sind gering, so daß eine Stockung in der Förderung, die auch nur wenige Tage währt, die Kohlenversorgung der Industrie und der großen Städte mitten im Winter ernstlich in Frage stellen muß. Die Kohlenwerke könnten es vielleicht auf eine Probe ankommen lassen, wenn der Atem früher ausgehen werde, ihnen oder den Bergarbeitern, deren Organisation noch recht unvollkommen und deren Ausstandskassen beinahe leer sind, allein die Kohlennot der Industrie und der großen Städte üben einen derartigen Druck auf sie aus, daß sie es kaum wagen dürfen, den Kampf aufs äußerste zu treiben. Andererseits sind, wie oben angedeutet, die Arbeiter so schlecht gerüstet, daß auch sie allen Grund haben, ein baldiges Ende der Krise aufs dringendste zu wünschen. Aus diesen Umständen darf man die Hoffnung schöpfen, daß die von der Regierung kräftig geförderte Verständigung durch die zusammentretenden Einigungsämter zum Ziele führen werde. Eine Beschleunigung dieser Friedensaktion wünscht die „Voss. Ztg.“ um so lebhafter, als sonst die Gefahr vorliegt, daß eine allgemeine Kohlenpanik, deren Ansätze sich bereits zeigen, in den auf die böhmischen und mährischen Gruben angewiesenen Gegenden ausbricht. Bedauerlicherweise werde bereits auch Sachsen, das seinen Kohlenbedarf zu beträchtlichem Teile aus Nordwestböhmen deckt, in Mitleidenchaft gezogen.

**Paris.** Seit längerer Zeit arbeitet man an der Zusammenstellung des Katalogs für die Weltausstellung, der in seiner Vollenendung ein Werk von zwanzig bis zweiundzwanzig Bänden darstellen wird, deren jeder etwa dreihundert Seiten enthält. Diese Arbeit ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, einestheils wegen der Fülle des Stoffes, andernteils wegen der Langsamkeit, mit der die Aussteller ihre Listen einschicken. Von den 25,000 französischen Ausstellern sind bis zur Stunde trotz mehrmaliger dringender Anfrage noch gegen fünftausend die Antwort schuldig geblieben. Den Ausländern wird das Zeugnis ausgestellt, daß sie die nötigen Leistungen, ihre Waren betreffend, pünktlicher geliefert haben, aber es geschah nicht immer in einer Art, welche die französischen Kommissare in ihrer Arbeit fördern konnte. So erschien schon vor einiger Zeit zur Freude der Beteiligten der vollständige japanische Katalog, und man machte sich daran, ihn durchzusehen, als sich herausstellte, daß er in japanischer Sprache abgefaßt war. Der Ausstellungs-

kommissar für Japan, den man um Übersetzung anging, konnte nicht aus der Verlegenheit helfen, denn er erklärte, viele japanische Worte bezeichnen mehrere Gegenstände derselben Art. So muß denn mit der Einreichung des japanischen Kataloges gewartet werden, bis alle für die Ausstellung bestimmten Kisten aus Japan in Paris angekommen und ausgepackt sind. Trotz dieser Mißgeschickte schreitet die Arbeit fort. Die Gegenstände einer Klasse werden in einen Katalog zusammengefaßt, dem eine Einleitung vorangeht, die eine historische Übersicht der Werke oder Erzeugnisse dieser besonderen Klasse bildet. Die Klassenkataloge wiederum werden zu Gruppenkatalogen vereinigt, von denen jeder einen Band bildet, der von einem Gesamtplane der Ausstellung und von einem Plane der Gruppe begleitet ist. Der Deckel schmückt eine Zeichnung von Chartrau. Im Jahre 1889 wurden 60,000 Exemplare des gleichen Katalogs verkauft.

## A l l e r l e i.

Was ist Heliographie? In Kriegsberichten aus dem Transvaal ist häufig von Heliographie die Rede. Es wird daher von Nutzen sein, wenn wir die wichtigsten Einzelheiten über die Heliographie bringen.

Die Heliographie ist das einfachste, billigste und das einzig sichere System, dessen sich ein belagertes Heer bedienen kann, um mit den Truppen, die zu seiner Befreiung heranrücken, in Verbindung zu treten. Jede von den beiden Truppenabteilungen stellt einen aus drei beliebigen Stöcken oder Stäben zusammengesetzten Dreifuß auf und setzt einen beliebigen Spiegel darauf. Die Spiegel stellt man so, daß sie sich gegenseitig ein Bündel Sonnenstrahlen zuwerfen: dann stellt man bei jedem Apparat einen Soldaten auf, der die Signale gibt, und einen Offizier, der mit einem Fernrohr versehen ist. Der Signalmann kann den Lichtstrom auffangen und unterbrechen, indem er mit seiner Mütze oder mit seinem Helm den Spiegel bedeckt. Er unterbricht ihn einmal, wenn er den Buchstaben A bezeichnen will, zweimal hintereinander bei dem Buchstaben B, dreimal bei dem Buchstaben C u. s. w., indem er natürlich zwischen zwei Worten eine kleine Pause macht. Das ist alles. Es versteht sich von selbst, daß die Heliographie nicht anwendbar ist, wenn der Himmel bewölkt ist, oder wenn es regnet, oder während der Nacht. Das ist der erste Uebelstand. Der zweite liegt in der Langsamkeit des Verfahrens; die englische Sprache ist von allen Sprachen diejenige, welche darunter am wenigsten zu leiden hat, wegen ihres großen Reichthums an einsilbigen Worten und an gebräuchlichen Abkürzun-

gen und wegen ihrer prägnanten Kürze. So erklärt es sich, daß die Heliographie eigentlich nur im britischen Heere zur Anwendung kommt. Aber sie bietet andererseits den unschätzbaren Vorteil, daß sie während mehrerer Stunden hintereinander angewandt werden kann, ohne daß der Feind, der zwischen den beiden Signalposten steht, die Signale entziffern oder auch nur ahnen kann, daß eine Verbindung besteht. Der Heliographie-Kelord wird bis zum heutigen Tage von Lord Roberts gehalten. Im Jahre 1880, während des Krieges mit Afghanistan, konnte er, als er zur Befreiung der von dem Emir in Kandahar belagerten Brigade heranrückte, auf den Höhen von Robat, 75 Kilometer von Kandahar entfernt, in vier Stunden eine Botenschaft von 207 Worten von der eingeschlossenen Brigade erhalten.

— Stimmt. „Glauben Sie auch, Herr Baron, daß verheiratete Männer länger leben, als unverheiratete?“ — „Nein, gnädige Frau, es kommt ihnen nur länger vor!“

## Briefkasten.

**N.-Michailowka.** A. Nach dem Staatsgesetze, Band 14, Artikel 625, Anmerk. 1, Punkt 2. (Ausg. 1895) ist der Verkauf ausländischer Lotteriebilletts nur solchen Comptoirs gestattet, die dazu eine besondere Erlaubnis des Ministers erhalten haben. Jede andere Verkaufweise solcher Biletts ist verboten und werden dieselben kraft einer besonderer Verordnung in Beschlag genommen und vernichtet. Unser Rat ist also: Lassen Sie der Lübecker Geldlotterie ihre Biletts, und Sie behalten Ihr Geld. Wollen Sie aber von der süßen Hoffnung auf Gewinn auch etwas verkosten, so verschaffen Sie sich russische Staatsgewinnbiletts.

**G.** Deutsche Kirchenlieder finden sich in Deutschland schon seit dem neunten Jahrhundert. Seit dem zwölften mehren sich die Nachrichten über den Gebrauch der deutschen Lieder beim Gottesdienst, bei Wittgängen und Prozessionen. Der Reichersberger Propst Gerhoh schreibt circa 1148: „Die ganze Welt jubelt das Lob des Heilandes auch in Liedern der Volkssprache; am meisten ist dieses unter den Deutschen der Fall.“ Aus der Zeit von 1470—1518 sind mehr als dreißig kirchliche Liedersammlungen bekannt. Die Kirchenlieder: „Christ ist erstanden“, „Christ, der du geboren bist“, „Komm' heiliger Geist“ und viele andere wurden Hunderte von Jahren vor Luther gesungen. In einer Predigt sagt Luther selber: „Im Papsttum hat man keine Lieder gesungen. . . Zu Weihnachten hat man gesungen: „Ein Kindelein so lobelich ist uns geboren heute.“ Zu Pfingsten: „Nun bitten wir den hl. Geist.“ In der Messe: „Gott sei gelobt und gebenedeit.“ Ausführlicheres hierüber finden Sie bei: „Janßen, Gesch. d. deut. Volkes, I. B. Seite 228—236. (9. Aufl.)“

Redacteur-Herausgeber J. Kruschinsky.

# Fabrik-Magazin

— von —

## MELCHIOR-, BRONZE- UND SILBERWAREN

(84. Probe)

### der deutschen vereinigten Fabrikanten von Metallwaren:

Aktiengesellschaft „NORBLIN,“ Buch & Werner in Warschau, Berndorfer Fabrik v. Arthur Krupp, Berndorf, Südösterreich, GEBR. BUCH in St. Petersburg.

Saratow, Deutsche Strasse, Haus Kusnezow, Ecke Nikolskaja.

Reiche Auswahl  
von geschmackvollen  
Geschenken.

Frisch erhalten eine Masse von  
**NEUIGKEITEN**  
aus Deutschland, Osterreich, England und Frankreich  
**VOLLE SERVICE**

Volle  
Heiratsausstattung  
in Silber u. Melchior.

in Silber (84. Probe) und Melchior für Speisetische, Buffette, Restaurants, Klubs, Dampfschiffe etc.

### KIRCHENGEGENSTÄNDE:

Kelche, Weinkannen, Altarleuchter etc

Alle Waren werden zu Fabrikpreisen berechnet. Für Kirchen und Schulen entsprechender Rabatt.

Adresse für Korrespondenz: Саратовъ, С. Данюловичу.